

## **Laudatio an Eusebius Wirdeier, 14.9.19, Severinskirche Köln**

Worte. Klänge. Bilder. Und nun wieder Worte ...

Sehr geehrte Frau Bürgermeisterin, liebe Frau Jünger, lieber Eusebius.  
Meine sehr geehrten Damen. Meine Herren.

Schön, dass Sie da sind! Es ist ja nicht ganz selbstverständlich, dass sich die Bürger einer Stadt an einem geschäftigen Samstagmorgen versammeln in einem entleerten Sakralraum, um einen Fotografen zu ehren und auszuzeichnen. Und das in Köln. Mit Fug und Recht könnte ein Auswärtiger die Frage stellen, wie das denn zusammenpasst. Soll hier eine Seligsprechung stattfinden?

Nun, mit Blick auf die Fotografie, jenem Medium, um das es – wie wir eben schon sehen und hören konnten – heute ganz ausdrücklich geht. Und dem wir trotz aller Vorbehalte unserer digitalen Zeit immer noch die Eigenheit zuschreiben, sich stets auf etwas konkret Verortbares in Raum und Zeit zu beziehen. Ja, mit Blick auf die Fotografie möchte ich doch eine konkrete Antwort geben. Lassen Sie mich das tun mit einer Beobachtung von Heinrich Böll. Dem großen Literaten und Sohn unserer Stadt, der zu der Frage folgendes angemerkt hat: (ich zitiere:)

„Manchmal findet man in dem durch Glastüren und Wände abgeteilten Eingangsbereich die frommen Frauen aus der Südstadt und die obdachlosen Penner aus dem nahen Asyl der Annostraße friedlich vereint. Die einen beten, und die anderen wärmen sich auf, denn hier ist es immer bedeutend wärmer als draußen. Ein immerwährendes Leuchtfeuer von über 100 Kerzen vor der Ikone der Madonna und dem hl. Antonius sorgen dafür. Aber die Beterinnen stören die Penner nicht. Und umgekehrt.

Und so war das immer schon. In St. Severin werden die praktischen und die religiösen Bedürfnisse gemeinsam befriedigt,“ schreibt Böll.

So auch heute, kann man da nur anfügen. Im „Open Space“ der Severinkirche am vorletzten Tag der Severinale. Ich fand das Böll-Zitat übrigens ganz am Ende eines Buches. Konkreter: eines Taschenbuches aus dem Jahr 1994, das den schlichten Titel *Heinrich Böll und Köln* trägt und sich im letzten Kapitel dem „Kristallisationspunkt“ St. Severin nähert. Gleich neben dem Text ist eine Schwarzweißaufnahme von Eusebius Wirdeier platziert, die exakt auf den 27. Januar 1994 datiert ist. Sie zeigt das schwebende Pestkreuz, das Sie jetzt alle über mir sehen. Es entschwebt in der hochformatigen Aufnahme ebenso spektakulär wie gerade hier vor unseren Augen in eine himmlische Zone. Der romanische Hochchor bleibt dabei dezent im Hintergrund.

Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Denn erst, wenn man sich Wirdeiers Aufnahme genau anschaut, - und das scheint mir symptomatisch -, wird man gewahr, dass der Fotograf das Kreuzifix, das an die schreckliche Pestzeit um 1350 erinnert, ganz leicht aus der Mittelachse herausgerückt hat. Wohlgermerkt im Bild. Was im kompositorischen Eingriff bedeutet, dass der ausgemergelte Heiland unmerklich aus der Balance geraten ist, wenn er hier auf genau diese Erde hinabschaut. Lernen wir: Bei Wirdeier gilt es, seinen Blick zu schärfen!

Für mich hält die Aufnahme aus der Mitte der 90er Jahre im böllschen Sinne dann auch ein Statement bereit, das an die Zukunft gerichtet ist.

Ein Statement, das besagt: „Nee, et hätt nitt **immer** joot jejange.“ Seien wir ehrlich: der 3. März 2009 sitzt uns hier im Veedel immer noch in den Knochen.

Nun ist schon vieles angerissen von dem, was das fotografische Lebenswerk von Eusebius Wirdeier auszeichnet, den wir heute mit dem Severinsbürgerpreis beehren.

„Wer, wenn nicht er?“, kam mir spontan in den Sinn, als ich von der Nachricht hörte. Und habe mich gefreut, dass sich die Jury des Severinsbürgerpreis e.V. in ihrer 36. Preisvergabe zum ersten Mal für einen Fotografen entschieden hat. Nicht nur, weil es neben den Literaten und Musikanten, Historikern und Komödianten ja eben die Fotografen gewesen sind, denen wir ein identitätsstiftendes Bild unserer Stadt verdanken. Sondern auch, weil wir in Köln auf eine zutiefst lebendige fotografische Tradition zurückblicken können. Eine Tradition, die weltweit ausgestrahlt und das Image der Rheinmetropole auch nach außen entscheidend mitgeprägt hat.

Was wäre Köln, die Stadt der photokina, ohne ihre Fotografen mit Weltruf? Ich nenne nur August Sander und Chargesheimer. Dass sich Eusebius Wirdeier sehr früh und bewusst in eine solche Tradition gestellt hat, ist keineswegs vermessen. Im Gegenteil. Denn wie die beiden genannten Jahrhundertfotografen hat auch er ein ganzes Fotografenleben lang an der Motivfolie der Stadt das Wesen unserer menschlichen Existenz erkundet.

Und mehr noch: Was die drei Bildermacher eint, ist nicht nur das bildgebende Verfahren der Fotografie, mit dem sie zeitlebens operiert haben. Sondern vor allem auch ihr betont freier, von der **Kunst** geformter Blick. Auch das, möchte ich sagen, ist im besten Sinne „typisch kölsch“. Bei Sander waren es die frühen Einflüsse der Kölner Progressiven. Bei Chargesheimer waren es die Kölner Werkschulen.

Und bei Wirdeier ist es ebenfalls eben diese Lehrinstitution gewesen, die bis zu ihrer Auflösung hier am Ubierring beheimatet und über Jahre und Jahrzehnte ein wichtiger Teil der Kölner Südstadtlebens war.

Doch der Reihe nach: 1950 wird Eusebius Wirdeier in Dormagen geboren, sozusagen vor den Toren Kölns. Die Familie wohnt in Weidenpesch, das damals – wie ich erfahren durfte – noch als „Merheim linksrheinisch“ bezeichnet wird.

Dem Nachkriegskind erschließt sich die Stadt von Norden her. „Von der römischen Achse“, wie Eusebius das später einmal gegenüber Viktor Böll beschreibt. Ich zitiere: „Über die Neusser Straße zu Fuß oder mit der Straßenbahn zum Ebertplatz und dann über den Eigelstein zum Dom, auf die Hohe Straße, später auch über die Severinstraße und in die Bonner Straße.“ Für den Heranwachsenden muss der Weg in die große Stadt, den Fixierpunkt des Kölner Doms stets im Blick bewahrend, eine starke Anziehungskraft ausgeübt haben.

Denn mit gerade mal 18 Jahren meldet sich der junge Mann, der zwischenzeitlich aus familiären Gründen nach Bochum umgezogen ist, an den Kölner Werkschulen an. Um Kunst zu studieren. Aber sicher auch, um zum Fixpunkt seiner Kindheit zurückzukehren.

Früh hat ihn der Vater schon mit der Technik des Fotografierens vertraut gemacht. Doch markanterweise interessiert ihn jetzt weniger die Fotoklasse von Arno Jansen, einem Schüler von Otto Steinert. Als vielmehr die Klasse von Alfred Will, der Freie Grafik lehrt, und die Klasse für Bildhauerei von Anton Berger. Das Grafische und das Räumliche werden seine Bildsprache später einmal prägen. Der junge Mann schreibt sich ein. In jener frühen Zeit dient ihm das Fotografieren lediglich als Wahrnehmungsinstrument.

Es gilt den Blick zu schärfen, auch und gerade für die Umgebung. Erste freie und formbestimmte Aufnahmen entstehen, wie wir eben in einigen Kostproben gesehen haben. Naheliegender Weise auch in der Südstadt.

Dass fortan die Fotografie seine Domäne wird und sein Thema der Lebensraum der rheinischen Stadt, vermittelt sich einer Öffentlichkeit erst im Zeitverzug. 1990 erscheint im Kölner Emons Verlag der Bildband „kölsch? – Heimatphotographie“ Das Fragezeichen im Titel möchte ich ausdrücklich betonen.

Es handelt sich um nichts Geringeres als um ein Dekaden-Buch. Eine Standortbestimmung der 1980er Jahre, die in der Presse bundesweit Beachtung findet. Denn jenseits der Klischees von Dom und Rhein und Fasteleer versteht es der Fotoband, in einem facettenreichen Bilderspektrum gerade die **Pluralität** der verschiedenen kölnischen Biotope und Milieus auszubreiten. Damals ist das so radikal neu wie irritierend. Das soll Köln sein? Überraschend ungewohnte Motive und Menschen der Stadt geraten mit einem Mal in den Fokus.

Mit Blick auf unser Severinsviertel sind es vor allem die Besetzung und der Abriss des Stollwercks. Speziell des Anno-Saals, dem Wirdeier in seinen Bilddokumenten noch ein letztes visuelles Denkmal setzt. Dabei sind seine Bilder keineswegs pathetisch, im Gegenteil. Es sind Motive, die gerade in ihrer präzisen, leisen Beiläufigkeit zu berühren wissen und zugleich zum Weitersinnen einladen. Wirdeiers Bilder machen allemal klar: Nichts ist spannender als der „bescheidene“ Moment! Der Alltag ist bei ihm König.

Das trifft selbst auf das karnevalistische Treiben zu, das in jenen Tagen noch stark mit einem Stigma des Spießigen behaftet ist.

Die aufkeimenden Südstadtgewächse der Stunksitzung sind in Wirdeiers Portfolio ebenso vertreten wie die klassische Karnevalsmadonna mit Küchenschütze aus echtem rheinischem Fleisch und Blut. Der Fotograf entdeckt sie am Ubierring.

Und dann ist da noch ein aufgehängter Nubbel irgendwo auf der Severinstraße. Er wirkt vom närrischen Rosenmontagstreiben schon reichlich mitgenommen. Ein durchaus tragisches Bild, mag man meinen. Aber wie so oft bei Wirdeier von feinem Humor getragen. In dem Zusammenhang stellt sich nicht nur für die Zeitgenossen die Frage: Was kommt in den neuen, mitunter verstörenden *kölsch*-Bildern überhaupt zum Vorschein?

„Es ist eine (nicht auf den ersten Blick) nützliche Lebensform“, schreibt Werner Schäfer im Katalog. Und weiter: „Es ist der Charme eines gelassen erlebten Chaos. Unordnung wird hier nicht als Leid empfunden. Es ist eine Atmosphäre, schwer zu greifen, kaum im Bild festzuhalten, aber auch kaum etwas, mit dem man sich bei einem Vorstellungsgespräch bewirbt.“ Sie merken, meine Damen und Herren: Der Autor ringt um Worte. Es geht hier tatsächlich um die Anforderung, die spezifischen atmosphärischen Realitäten unserer Stadt zu erfassen. Nichts könnte schwerer sein.

Mit dem distanzierten Blick von heute können wir attestieren: Wirdeier gelingt es tatsächlich, die unverwechselbar kölnische Seelenlandschaft einzufangen. In dem er ihr – paradox genug – nicht verfällt, sondern stets eine gewisse Distanz zu wahren weiß. Und genau diese Unbestechlichkeit des Blicks ist – möchte ich sagen – in den folgenden Jahren sein eigentliches Kapital.

Das wird schon im Folgejahr deutlich, als der Spaß aufhört und der Golfkrieg zeitweilig das karnevalistische Treiben lahmlegt. „Trotzdem Alaaf!“ lautet der trotzig Kampfslogan der linksalternativen Szene, die palavernd und protestierend vom Chlodwigplatz aus losmarschiert und eine ganz eigene Traditionslinie des närrischen Widerstands markiert.

Vorletztes Jahr hat Eusebius Wirdeier dem Buch- und Ausstellungsprojekt über den Protestzug im Kölner Stadtmuseum eine Ausstellung eingerichtet. Auch dieses Kapitel ist „noh und noh“, – ich darf konkret sagen: nach einem geschlagenen Vierteljahrhundert – Teil unserer Stadtgeschichte geworden.

„Noh und noh“ ist dann auch der schöne Bildband überschrieben, den Eusebius Wirdeier 1996 zusammen mit Wolfgang Niedecken veröffentlicht. Das Druckwerk erscheint einmal mehr im Emons Verlag. Und von wegen „Südstadt verzäll nix!“ Dank unseres Südstadt-Dylan, der hier direkt in der Nachbarschaft aufgewachsen ist, verlagert sich der Motivreigen des Buches stark auf das Vringsveedel. Freilich sind in dem Band gleich zwei Biografien enthalten, in denen sich der Liedermacher und der Bildermacher in Liedzeilen und Fotografien auf Augenhöhe begegnen. Wenn Sie mich fragen: Es ist das intimste und schönste Buch, das jemals über das Severinsviertel erschienen ist.

Zumal bei der Lektüre deutlich wird, wie stark die Vertrautheit mit dem Ort der Herkunft immer auch ein Ringen bedeutet. Nicht nur für den BAP-Frontman, sondern auch für den Fotografen.

„Ich lebe in Köln, ich kann mir nicht vorstellen, woanders zu leben,“ bekennt Wirdeier in einem Interview im Buch. „...weil der Ort so viel Attraktivität hat, aber auch vieles, worüber ich mich ärgere, dass ich lieber **hier** bleibe und daran arbeite. Manche Fotos zeigen auch das, was ich kritisiere oder zum Kotzen finde.“

Glauben Sie mir: Wer so spricht, muss seine Stadt wirklich lieben.

Und so hat sich Eusebius Wirdeier im Zuge seiner Langzeitprojekte über die Jahrzehnte immer mehr von einem Dokumentaristen zu einem Chronisten entwickelt. Und – so möchte ich anfügen – von einem Chronisten zu einem exzellenten Kenner der Kölner Stadtgeschichte. Was in unserer Stadt unweigerlich bedeuten muss, auch ihr kritischer Zeitzeuge zu sein.

Gestatten Sie mir, gegenüber den Vertretern des Kölnischen Stadtmuseums an der Stelle die nachdrückliche Empfehlung zu geben, sich den Vorlass dieses bedeutenden Fotografen unserer Stadt zeitig zu sichern. Nichts wäre sinnvoller.

Nicht zuletzt, weil wir aus heutiger Perspektive seine Bildarbeit tatsächlich als eine Form der „visuellen Archäologie“ begreifen können. Eine Bild-Archäologie, die unter der Oberfläche der sichtbaren Gegenwart akribisch die Tiefenschichten der Kölner Historie freizulegen versteht.

Folgerichtig ist Wirdeier nach dem Jahrtausendwechsel auch an der Bau-Dokumentation der neuen Kölner U-Bahntrasse beteiligt. Doch der Zufall will es: ausgerechnet am 3. März 2009, an jenem Tag, als unweit von hier am Waidmarkt zwei Menschen zu Tode kommen und das materialisierte Gedächtnis unserer Stadt mit einer einzigen schlampigen Geste in den Orkus geschleudert wird, kann er einmal nicht vor Ort sein.

Offen gesagt, ich habe lange gehofft, er würde über den beschämenden Kölner Krater, der uns alle hier im Veedel in ein kollektives Trauma gestürzt hat, im Sinne der Anklage ein radikales Fotobuch machen. Vergleichbar etwa zu Chargesheimers Meisterwerk *Köln 5 Uhr 30* aus dem Jahr 1970.

Ein Buch voller Wut, gewissermaßen ein Menetekel, so unverkäuflich wie unerträglich, das es der Nachwelt unweigerlich im Gedächtnis bleiben **muss**. Es wäre wichtig gewesen. Gerade hier bei uns in Köln, wo man ja reflexartig nur allzu gerne dazu neigt, zu beschönigen und zu verdrängen.

Eusebius Wirdeier hat sich in dem verhängnisvollen Fall aber für eine andere Lösung entschieden, was sein gutes Recht ist. 2011 erscheint im Eigenverlag seine Broschur *Zeitraffer Waidmarkt*, die im Untertitel den Hinweis „Bildarchiv 2004–2011“ trägt. Und – Sie hören es – das katastrophale Ereignis in einen Zustand davor und danach einbindet.

So nuanciert die Motive in dem Druckwerk auch sind, so sehr irritiert mich bis heute, dass sich Wirdeier dieses eine Mal für die Farbe entschieden hat. Eine Farbfotografie, die zwar das Gesehene bei der Lektüre in unsere Gegenwart holt. Aber auch von einer merkwürdigen Blässe bestimmt ist. Sicher ist auch das als Krisenkommentar zu lesen.

„Was wollt ihr denn, ihr lebt ja noch“, lesen wir dann auch auf einer Aufnahme vom Frühjahr 2005. Es handelt sich bei dem Spruch um einen Buchtitel von Jens Hagen und Günther Wallraff. Ein Spruch, der großformatig in den Schaufenstern des Historischen Archivs am Waidmarkt plakatiert wurde. Als es noch existierte. Sie merken sicher: Der Zynismus, den die Realität von Köln in Wirdeiers Motivwelt offenbart, raubt einem zuweilen den Atem.

Zum Schluss möchte ich gerne noch auf seine jüngste Publikation zu sprechen kommen. „Severin renoviert“ heißt sie und ist schon im Titel fest mit jener kultisch geprägten Stätte verbunden, in der wir uns gerade befinden.

Über anderthalb Jahre hat Eusebius Wirdeier die aufwändigen Renovierungsarbeiten hier in der romanischen Kirche begleitet. Arbeiten, die – auch das darf man erwähnen – unter der Aufsicht unserer katholischen Pfarrgemeinde und des Erzbistums im geplanten Zeit- und Kostenrahmen geblieben sind. Auch diese kleine Broschur dürfen wir als ein Zeitdokument begreifen.

Ein Dokument, das im klaren Bewusstsein entstanden ist, in welcher faszinierender Verdichtung hier bei uns vor Ort Gewesenes und Gegenwärtiges aufeinandertrifft.

Schließlich hat der Heilige, der hier vor gut 1600 Jahren gelebt und gewirkt hat, dem Viertel seinen Namen gegeben, den es bis heute trägt. Schließlich bewegen wir uns, die wir fast täglich auf der quirligen Severinsstraße unterwegs sind, auf den Gräbern all derer, die hier einst gelebt haben.

Wenn Sie das kleine Buch einmal in die Hand nehmen, durchblättern und auf sich wirken lassen, werden Sie ganz unmerklich gewahr, wie wunderbar nuanciert unser Fotograf in seinen Aufnahmen die Zeiten und Atmosphären hier im Vringsveedel verwoben hat. Ich nenne das „Bildarchäologie“ vom Feinsten.

So ist es nur folgerichtig, dass wir Eusebius Wirdeier heute mit dem Severinsbürgerpreis ehren. Sein größtes Verdienst ist es sicher, dass er mit seinen unnachahmlichen Aufnahmen unser Bewusstsein für die Einmaligkeit unserer Stadt, aber insbesondere auch unseres Severinsviertels sensibilisiert und geschärft hat.

Dafür gebührt ihm unser aller Respekt, unsere Anerkennung und unser Dank.

Vor einigen Tagen habe ich Eusebius gefragt, ob er mir noch einen Gedanken mitgeben wolle. Einen Gedanken, den ich in meiner Laudatio hier und heute erwähnen soll.

Er überlegte ein wenig und sagte mir dann, ich zitiere:

„Die Severinstraße kann bis heute ihren römischen Ursprung nicht verleugnen.“

Fragen Sie mich jetzt bitte nicht, woran er seine Beobachtung festmacht. Und was eine solche Feststellung überhaupt bedeuten soll. Doch sehe ich da vor meinem inneren Auge plötzlich wieder den Jungen aus Weidenpesch vor mir.

Wie er sich an einem Sommertag irgendwann in der Nachkriegszeit wieder mal aufmacht. Auf den alten Römer-Weg in die große Stadt.

Über die Neusser Straße und den Eigelstein zum großen Dom geht. Dann auf die Hohe Straße und über die Severinstraße.

Und sicher irgendwie damals schon ahnt:

„**Das** wird einmal mein Weg werden.“

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit !